

Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 23 (1939)
Heft: 3-4

Rubrik: Briefkasten

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Eintragung geführt werden kann. Der Robert kann sich also jederzeit „Roby“, der Hansrudolf „Hansruedi“ nennen und nennen lassen, aber keiner darf sich offiziell, also z. B. in amtlichen Schriftstücken, den eigentlich richtigen Namen beilegen, wenn sein Vorname in der Rose- oder Dialektform eingetragen ist. Dann ist diese und nur diese zu verwenden.

Bedenken müsse allerdings erregen, wenn in andern Kantonen Vornamensformen eingetragen werden, die also in Basel zufolge einer strengeren Auslegung des Art. 69 beanstandet werden. Die strengere Praxis sei aber gerechtfertigt, weil diese den Hauptinteressenten, und das sind die Kinder, die die Namen tragen müssen, zweifellos mehr diene als die Berücksichtigung elterlicher Wünsche.

Aus dem Idiotikon.

117. Heft (1. Teil). Huber & Co., Frauenfeld.

Was es nicht alles für Stiche gibt! Gegen den Stich von Waffen schützt den Soldaten ein in sein Hemd eingesetztes Fledermauszünklein. Da Stichwaffen etwas Gefährliches sind, liegt es nahe, daß Stich in formelhaften Wendungen soviel bedeutet wie Gefahr. Im Jahre 1621, also bald nach Beginn des Dreißigjährigen Krieges, warnte ein Dichter die Eidgenossenschaft, sie sei „zu nächsten am Stich“. Besonders lebendig ist heute noch, auch schriftdeutsch, die Redensart „einen im Stich lassen“, über deren Ursprung man nicht ganz einig ist. Es wäre nämlich auch zu denken an die in der Schweiz allgemein und in vielen örtlichen Bezeichnungen, aber auch beim Schwarzwälder Auerbach vor kommende Bedeutung: steiler Weg, jäh bergan steigendes Straßenstück, deren Zusammenhang mit „stechen“ freilich nicht recht einleuchtet. Wichtig ist natürlich auch der genährte Stich. Eine Zürcher Redensart rät: Näeri, mached Chnöpf a d'Fäde, se tüend-er kein Stich vergebe. Vom stechenden Schmerz in der Brust haben Brustfell- und Lungenentzündung den Namen Stich. Ein Arzneibuch empfiehlt um 1400 „geißmilch erwelt und im wal ein löffel voll honig darin geton; so es ertroket, widerum gewerupt und widerum übergeleit, hilft“; ein anderes aus dem 17. Jahrhundert: „nimt frischen nüwen Unken und Tubenkaat“, eines von 1716 empfiehlt „den Kifel von einem Hechtkopf“, pulverisiert in einer Suppe, und wieder ein anderes etwas später (man beobachte den Fortschritt der Wissenschaft!): „Sieben Nägel aus einem Totenbaum“ (Sarg), gesotten in Baumöl, von diesem Öl sieben Tropfen aufgetragen, „wo es ihn sticht“. Sorgen, Schrecken geben einem einen Stich ins Herz. Der Wein kann einen Stich bekommen (wenn er Essig wird), aber auch Farben; z. B. schien dem neuvermählten Vereli, sogar der Kaffee „heig ne Stich i's Roserote“ (Reinhart). Zur Verhütung von Bürgerkriegen sieht man heute in vielen Wirtshäusern angeschlagen: „Hier gilt Stögg, Stich, Wise“, in andern sind Stich und Wise vertauscht. Die Grausamkeit früherer Rechtspflege, insbesondere des Räderns, wird einem schauderhaft eindrücklich aus der genau „spezifizierten“ Rechnung eines St. Galler Scharfrichters von 1722, der für 3 Herzstreich 6 Gulden, das Brechen der 4 Glieder je 6, das Abhauen der Hand und das Aufnageln derselben auf die Säule ebenfalls je 6 Gulden berechnete usw. und „für 1 Streich und Sandstich 1 Gulden 36 Kreuzer“. Der „Sandstich“ kann als Gesamt-, also letzter Stich oder als „Bodenstoß“, d. h. Todesstoß gedeutet werden. Harmloser ist der Überwindligstich, der eine Naht durch Übernähen der Fügestelle herstellt; diesen Stich hat im Berndeutschen ein Betrunkener in den Beinen. Wurmstichig wird Bauholz, das im Obfigend, dagegen bleibt es gut, wenn es am Gottwalts-

tag, (18. August) gefällt wird. Meinrad Lienert singt: „Wer d'Wiber tuet schüche, wer's Tanze nüd läbt, und der ist wormstichig und der ist verhit“. Das Emmentalerblatt erklärt zu einer Wahl in ein öffentliches Amt: „Mängist wär's o zechemol nützer, mer wälti e g'rangschierte Gloschlihusar (ein tatkräftiges Frauenzimmer) anstatt e vürnäme Schlarpihung oder e wurmstichige Glöggigöl“. Schlimmer ist wieder „das Donstigs Giftlen und Stichle di ganz Zit!“ (v. Greyerz). Balmers Ruedi aber ist ein „übersünige (übermüttiger) Spatzvogel, aber e ke chibige Stichli“. In Eschers Beschreibung des Zürichsees (1692) wird vermerkt, daß die Barsche „vier Jahr den Namen verändern: in dem ersten Jahr werden sie Heurling genennet . . . in dem andern Jahr werden sie genennet Stichling, weilen . . . ihre Grät anfangen zu stechen, in dem dritten Jahr nennet man sie Eglin und in dem vierten Rechling“; in einem wohl eben so alten „Fischbuch“ wird geraten: „So man die hürling sieden wil, sol mans in heizen, die stichling aber und eglin im kalten wein legen“.

Briefkasten.

E. S., J. Erlauben Sie bitte, daß wir Ihre verschiedenen Zeitschriften, für die wir bestens danken, gesamthaft behandeln. Sie scheinen uns die Dinge manchmal etwas zu schwer zu nehmen; namentlich rechnen Sie zu wenig mit der Möglichkeit von Druckfehlern und andern Versehen, wie sie in der Haft des Zeitungsbetriebes (und sogar auf einer Kanzlei geht es manchmal etwas hitzig zu) eben trotz gutem Willen vorkommen können (sogar beim Sprachverein!). Wenn es z. B. im Aufruf des Zürcher Stadtrates vom 11. März 1. J. laut Tagblatt Nr. 62 heißt, an der Ausschmückung der Straßen für die Landesausstellung sollen sich möglichst weite Kreise der Einwohnerchaft beteiligen, „um auf diese Weise der Freude . . . augenfällig zum Ausdruck zu bringen“, so ist das ein Versehen; der Verfasser wollte zuerst sagen: „der Freude . . . Ausdruck zu geben“, und während er den Grund dieser Freude etwas wortreich wiedergab, verschob sich ihm die Ausdrucksweise zu „die Freude . . . zum Ausdruck bringen“; vielleicht ist es auch ein bloßes Versehen des Setzers. Natürlich wirkt es peinlich, und man hat das Gefühl: irgend jemand hätte das noch beizeiten merken sollen, aber wie gesagt: so was kann in der Eile unterlaufen. Peinlicher hat auch uns im Beileidschreiben unseres leidjährligen Bundespräsidenten Baumann an den Waffenchef der Fliegertruppe die Stelle berührt, wo der Waffenchef gebeten wird, „den sich im Spital befindlichen zwei Fliegeroffizieren“ die besten Wünsche zu übermitteln. Dieser Ausdruck „sich befindlich“ ist trotz seiner unbedingten Fehlerhaftigkeit nicht gar selten (übrigens laut „Muttersprache“ auch in Deutschland); und da hat jemand einen regelrechten Fehler gemacht; denn nichts auf der Welt ist „sich befindlich“, sondern bloß „befindlich“ oder dann (richtig, aber etwas schwerfällig) „sich befindend“. Rückbezügliche Zeitwörter und daher auch Mittelwörter (wenigstens der Gegenvort) gibt es, aber rückbezügliche Eigenschaftswörter noch nicht. Wir dürfen Herrn Bundesrat Baumann wohl zutrauen, daß er nicht selbst so geschrieben, sondern bloß den von einem Kanzlisten begangenen Fehler in der Eile übersehen hat, wenn nicht jemand, vielleicht gar der Setzer, das „sich“ nachträglich hinein „verbessert“ hat. — Nicht ganz klar ist uns der Fall, wenn die N. 3. 3. (1938, Nr. 1462) schreibt, der Entschluß zu gewissen Schöpfungen entspringe „dem dem Menschen innenwohnenden Triebe, der widerstreitenden Natur i h r e n Stempel aufzudrücken“. Natürlich ist nicht der Stempel der Natur, sondern des Menschen gemeint; es muß also heißen: „s i e i n e n Stempel“. Zwar wenn wir annehmen, es habe geheißen „d e n Menschen innenwohnenden Trieb“, es handle sich also um einen bloßen Druckfehler, dann ist „ihren“ richtig, doch ist das nicht gerade wahrscheinlich; der Schreiber hat wohl den Menschen in die Einzahl gesetzt, aber so vertritt er die Gesamtheit der Menschen, also eine Mehrzahl, und dann liegt der Fehler ziemlich nahe, aber ein Fehler bleibt's, auch wenn er aus der Haft des Zeitungsbetriebes einigermaßen entschuldbar ist. — Wenn das „Genossenschaftliche Volksblatt“ (12. 8. 38) schreibt: „unser gute Bund“, so kann auch das wieder ein Druckfehler sein; der Fehler kann aber auch aus der Mundart stammen („üfe gute Bund“) und wäre in diesem Fall ein Zeichen mangelhafter sprachlicher Schulung; denn wenn der Verfasser auch sagt: „min gute Batter“, so wird er sich doch nicht erlauben, das zu verhochdeutschen in „mein gute Vater“; es ist aber nicht einzusehen, weshalb das bei „unser“ gestattet sein soll. So verwirkt und schwankend gerade die Regeln über starke und schwache Biegung des mit einem Fürwort verbundenen Eigenschaftswortes sind, so besteht wenigstens darüber kein Zweifel, daß es heißen muß: „unser guter

Bund". Obwohl dieses Blatt gerne gegen uns hezt, wollen wir doch annehmen, es liege ein Druckfehler vor; für alle Fälle wollen wir ihm aber diese Nummer senden.

An einen Druckfehler könnte man im ersten Augenblick denken, wenn die N. Z. 3. (1938, Nr. 1462) schreibt vom Mündungsgebiet „des Etsch und Po“. Aber wenn der Verfasser wirklich „der Etsch“ geschrieben hätte, so hätte er fortfahren müssen „und des Po“. Man müßt entweder eine sehr unwahrscheinliche Ungeheuerlichkeit des Sektors annehmen (Wegfall des ersten und Platzwechsel des zweiten Geschlechtswortes!) oder dann — mangelnde Volksbildung; denn auf deutsch heißt der Fluß nun einmal die Etsch. Vollkommen recht haben Sie dagegen, wenn Sie im selben Satze die Kanalisation der „Abwässer“ der noritalienischen Seen tadeln, und sehr gut ist Ihr Rat, der gute Mann möchte „zuerst ein Bad bei Sesto Calende im Tessin, wo dieser den Langensteine verläßt, nehmen und nachher eins in der Kanalisation von Mailand“; deren Abwässer werden ihm reichlich unklar vorkommen, aber deits klarer der Unterschied zwischen Abwasser und Abfluß. Besser wäre es in der Tat auch gewesen, der Mann hätte von der Kanalisation gesprochen, „die neue, fruchtbare Kulturen erschlossen hat“, statt „erschloß“; denn das Wertvolle ist ja gerade, daß das Gelände jetzt erschlossen ist und nicht irgend einmal erschlossen und dann vielleicht durch Vernachlässigung wieder verschlossen wurde; diese falsche Verwendung der Vergangenheit statt der Gegenwart ist aber kein seltener Fehler. Übrigens wurden natürlich nicht die Kulturen erschlossen, sondern das Land wurde der Kultur erschlossen. Also lauter unklare Vorstellungen über Kultur und Abwasser, Zeitformen und Geschlechtswörter, und das alles in einem durchaus mäßig langen Satze; kein Wunder, daß Ihnen bei dem Gebilde fast etwas übel wurde. Dazu paßt aber auch noch, daß vorher von „kollektiver Gemeinschaftsarbeit“ die Rede war, als ob es auch eine individuelle Gemeinschaftsarbeit gäbe. „Kollektiv“ heißt „gemeinschaftlich“, kollektive Gemeinschaftsarbeit ist also gerade so geistreich wie Adolf Hitlers „evolutionäre Entwicklung“ und „geistige Inspiration“ oder ein gewöhnlicher „weißer Schimmel“. Auch hier offenbart sich (der Verfasser würde natürlich wieder sagen „manifestiert sich“) Unklarheit des Denkens. Nein ist ferner, daß solche Schöpfungen eine eigene „Initiative“ haben: „Schöpfungen, deren Initiative jenem Naturtempelungstrieb zuzurechnen (besser wäre, hinzuschreiben) ist“. Gewöhnlich ergreift der Mensch die Initiative zu solchen Schöpfungen, oder er besitzt überhaupt Initiative, d. h. Entschlußkraft, aber wir würden doch nicht sagen: „Die Initiative der Sanierung der Bundesbahnen“ (so notwendig sie wäre), sondern „die“ Sanierung. Und so müssen wir Ihnen schon zustimmen: jener ganze Satz ist ein übles Gebilde, und daß der ganze Aufsatz überschriebe ist mit „Bonifica integrale“, was unter 20 Lefern kaum einer verstanden haben wird, macht die Sache nicht besser. Bonifica ist neuzeitliches Italienisch und bedeutet Urbarmachung, und integrale heißt „vollständig“. Wenn wir nur der Sprache des Verfassers eine Bonifica integrale angedeihen lassen könnten!

Völlig recht haben Sie auch mit Ihrem Tadel des Ausdrucks: „die Stadt Zürich als Bauherr“ (N. Z. 3. 1938, Nr. 1747) oder „die Stadt als Arbeitgeber“ (wie es im Gemeinderat heißt). Es schüttelt einen förmlich. Die Stadt ist natürlich Bauherrin und Arbeitgeberin, so gut wie Frau Meyer als Zeugin und nicht als Zeuge (wie das Gericht sagt) zur Wahrhaftigkeit ermahnt wird. Wenn sich Fräulein Huber wie ihre Berufsgenossinnen „Rechtsanwalt“ (statt Rechtsanwältin) und Fr. Lehmann Zahnarzt nennt (statt Zahnärztin), so darf sich Fräulein Müller Lehrer nennen, doch als Lehrerin für deutsche Sprache möchten wir sie nicht empfehlen. Wenn aber ein Rechtsanwalt von einem andern als „der beklagtsche Anwalt“ bezeichnet wird, so ist er, wenigstens wenn er etwas Sprachgefühl hat, auf alle Fälle — beklagenswert.

An Petrus im Himmel. In Zürich mußte ein Waisenvater gewählt werden. Unter 40 Bewerbern fand man den einzigen richtigen heraus, indem man u. a. einen Mitbewerber ablehnte, weil er „ehr starken Schaffhauferdialekt“ sprach, und einen andern wegen seiner Thurgauermundart. Es ist anzunehmen, daß die Zürcher im Himmel eine eigene Engelskäserei haben, wo keiner hineinkommt, der nicht eine Prüfung in urchigstem Zürütisch bestanden hat; vorher aber wird es der Himmelspförtner selber noch lernen müssen.

Allerlei.

Ja, ja, die Achse!

„Die Achse trug nur noch saure Früchte“, lese ich in einem Buch über den Untergang Österreichs. Der Verfasser scheint fast davon enttäuscht zu sein. Aber er mag sich trösten, die Achse kann, wenn auch keine süßen Früchte tragen, dafür andres. Das bezeugt die „Neue Zürcher Zeitung“

(Nr. 1932, Jahrg. 1938): „Die Achse habe sich, als sie auf Wunsch der ungarischen und der tschechischen Regierung das Schiedsrichteramt übernommen habe, das Ziel gesetzt, dem Frieden einen weiteren Beitrag folgen zu lassen“. Ist das nicht viel von einer Achse? 1. als Schiedsrichter zu amten, 2. einen Beitrag zum Frieden zu leisten? Meine Bewunderung wenigstens wäre grenzenlos, und ich könnte verstehen, daß Ungarn dieser Achse bei ihrem aufbauenden Friedenswerk immer beigestanden hat, die einen so bedeutsamen Faktor der internationalen Politik, ein solch gewaltiges Moment in der Existenzialität und in der Stabilität unsres Festlandes bildet, — nur wird mein Vertrauen erschüttert, seitdem die drohende Haltung der Achse wieder alles in Frage stellt, alles, mit Einschluß des europäischen Konzertes, der offenen Tür und der russischen Sphinx. Wenn es ihr da nur nicht geht wie ihrem Vorbild, unserer lieben alten Erdachse, die im Jahre 1848 beinahe stillgestanden wäre (so berichtet wenigstens der immer sehr zuverlässige Fritz Reuter), weil die Eskimos für das Weiterdrehen derselben höhern Lohn forderten und zudem den nötigen Walfischtrian (behufs Schmierung derselben) nicht mehr auf eigene Kosten liefern wollten, worin man ihnen schließlich nachgeben mußte. E. Bl.

„Pro“. Wir leben im Zeitalter aller möglichen Vor- und Fürsorgen, daher so viele Unternehmungen, deren Name mit „Pro“ beginnt. Gegen Formen wie „Pro Vindonissa“ ist nichts einzuwenden, denn es handelt sich ja um eine alt-römische Stadt. Etwas bedenklicher ist schon die lateinisch-italienische Mischung „Pro Ticino“, aber man kann es gelten lassen. Und da wir auch sonst das Latein als über die Sprachgrenzen hinweg gültige neutrale Sprache betrachten, haben „Pro Juventute“ und „pro Senectute“ ein gewisses Recht und wohl ihren Vorteil, wenn natürlich auch „Für die Jugend“ und „Für das Alter“ uns mehr sagen. (Es soll Deutschschweizer geben, die sprechen „Pro Schüvantüü“!) Also Latein allenfalls, wenn es sich um geistige Dinge handelt, aber nicht, wenn es um so praktische Dinge geht wie die Eierverwertung; die „Aktion pro Schweizer Ei“ wirkt einfach lächerlich. Am Ende nennt sich unsere Käseunion noch „Pro Schweizerkäse“. Daß sich eine Vereinigung, die sich u. a. einsetzt für die Erhaltung des Landschaftsbildes am Hochrhein und gegen das Kraftwerk Rheinau, „Forum Helveticum“ nennen muß, leuchtet hoffentlich jedem Civis Helveticus ein. Die neuesten Pro-Produkte und Gegenstücke zu Rohprodukten, wie es deutsche (und natürlich fürs Welschland welsche) Namen wären, sind wohl der Name der Stiftung „Pro Helvetia“, gegen den wir nichts einwenden wollen, und die „Pro Aëro“. Welcher Sprache diese angehört, ist schwer zu sagen. Griechisch müßte es heißen „Pro aeros“; von den Griechen haben die Römer das Wort für Luft übernommen, aber sie hätten gesagt „pro aëre“. Also, was ist es denn? Italienisch, Französisch, Englisch, Albanisch, Türkisch ist es auch nicht — also bleibt wohl nichts anderes als Deutsch. „Was man nicht unterbringen kann, das sieht zuletzt als Deutsch man an“. Am ehesten kommt man noch zurecht, wenn man annimmt, „Aëro“ sei die freilich ganz und gar nicht altertümliche Abkürzung von „Aeronautik“ (Luftfahrt). Es ist auch ziemlich gleichgültig, ob man, wie die Gebildeteren tun, Aëro spreche, also mit Trennung von a und e, oder etwas „naiver“ mit ä. Unser Sprachverein wird sich bald überlegen müssen, ob er sich künftig nicht „Pro deutsch Spracho nennen wolle; man kann doch nicht hinter seiner Zeit zurückbleiben. Pro-fit!